

Robert Musil, Das Fliegenpapier

[Aus: *Nachlass zu Lebzeiten, I Bilder* (1936), entstanden 1913]

Das Fliegenpapier Tangle-foot ist ungefähr sechsunddreißig Zentimeter lang und einundzwanzig Zentimeter breit; es ist mit einem gelben, vergifteten Leim bestreichen und kommt aus Kanada. Wenn sich eine Fliege darauf niederläßt - nicht besonders gierig, mehr aus Konvention, weil schon so viele andere da sind - klebt sie zuerst nur mit den äußersten, umgebogenen Gliedern aller ihrer Beinchen fest. Eine ganz leise, befreindliche Empfindung, wie wenn wir im Dunkel gingen und mit nackten Sohlen auf etwas traten, das noch nichts ist als ein weicher, warmer, unübersichtlicher Widerstand und schon etwas, in das allmählich das grauenhaft Menschliche hineinflutet, das Erkanntwerden als eine Hand, die da irgendwie liegt und uns mit fünf immer deutlicher werdenden Fingern festhält. Dann stehen sie alle forcirt aufrecht, wie Tabiker, die sich nichts anmerken lassen wollen, oder wie klapprige alte Militärs (und ein wenig o-beinig, wie wenn man auf einem scharfen Grat steht). Sie geben sich Haltung und sammeln Kraft und Überlegung. Nach wenigen Sekunden sind sie entschlossen und beginnen, was sie vermögen, zu schwirren und sich abzuheben. Sie führen diese wütende Handlung so lange durch, bis die Erschöpfung sie zum Einhalten zwingt.

Es folgt eine Atempause und ein neuer Versuch. Aber die Intervalle werden immer länger. Sie stehen da, und ich fühle, wie ratlos sie sind. Von unten steigen verwirrende Dünste auf. Wie ein kleiner Hammer tastet ihre Zunge heraus. Ihr Kopf ist braun und haarig, wie aus einer Kokosnuß gemacht; wie menschenähnliche Negeridole. Sie biegen sich vor und zurück auf ihren festgeschlungenen Beinchen, beugen sich in den Knien und stemmen sich empor, wie Menschen es machen, die auf alle Weise versuchen, eine zu schwere Last zu bewegen; tragischer als Arbeiter es tun, wahrer im sportlichen Ausdruck der äußersten Anstrengung als Laokoon. Und dann kommt der immer gleich seltsame Augenblick, wo das Bedürfnis einer gegenwärtigen Sekunde über alle mächtigen Dauergefühle des Daseins siegt. Es ist der Augenblick, wo ein Kletterer wegen des Schmerzes in den Fingern freiwillig den Griff der Hand öffnet, wo ein Verirrter im Schnee sich hinlegt wie ein Kind, wo ein Verfolgter mit brennenden Flanken stehen bleibt. Sie halten sich nicht mehr mit aller Kraft ab von unten, sie sinken ein wenig ein und sind in diesem Augenblick ganz menschlich. Sofort werden sie an einer neuen Stelle gefaßt, höher oben am Bein oder hinten am Leib oder am Ende eines Flügels.

Wenn sie die seelische Erschöpfung überwunden haben und nach einer kleinen Welle den Kampf um ihr Leben wieder aufnehmen, sind sie bereits in einer ungünstigen Lage fixiert, und ihre Bewegungen werden unnatürlich. Dann liegen sie mit gestreckten Hinterbeinen auf den Ellbogen gestemmt und suchen sich zu heben. Oder sie sitzen auf der Erde, aufgebäumt, mit ausgestreckten Armen, wie Frauen, die vergeblich ihre Hände aus den Fäusten eines Mannes winden wollen. Oder sie liegen auf dem Bauch, mit Kopf und Armen voraus, wie im Lauf gefallen, und halten nur noch das Gesicht hoch. Immer aber ist der Feind bloß passiv und gewinnt bloß von ihren verzweifelten, verwirrten Augenblicken. Ein Nichts, ein Es zieht sie hinein. So langsam, daß man dem kaum zu folgen vermag, und meist mit einer jähnen Beschleunigung am Ende, wenn der letzte innere Zusammenbruch über sie kommt. Sie lassen sich dann plötzlich fallen, nach vorne aufs Gesicht, über die Beine weg; oder seitlich, alle Beine von sich gestreckt; oft auch auf die Seite, mit den Beinen rückwärts rudernd. So liegen sie da. Wie gestürzte Aeroplane, die mit einem Flügel in die Luft ragen. Oder wie krepelte Pferde. Oder mit unendlichen Gebärden der Verzweiflung. Oder wie Schläfer. Noch am nächsten Tag wacht manchmal eine auf, tastet eine Weile mit einem Bein oder schwirrt mit dem Flügel. Manchmal geht solch eine Bewegung über das ganze Feld, dann sinken sie alle noch ein wenig tiefer in ihren Tod. Und nur an der Seite des Leibs, in der Gegend des Beinansatzes, haben sie irgend ein ganz kleines, flimmerndes Organ, das lebt noch lange. Es geht auf und zu, man kann es ohne Vergrößerungsglas nicht bezeichnen, es sieht wie ein winziges Menschenauge aus, das sich unaufhörlich öffnet und schließt.

Die **Tanglefoot Company** wurde um 1880 gegründet und ist einer der ältesten Hersteller von umweltfreundlichen Schädlingsbekämpfungsmitteln. Der Klebestreifen gegen Fliegen machte die Firma berühmt.

Tabes: Auszehrung, Schwund; **Tabiker:** jemand, der an dieser Krankheit leidet

Idol: h: Gottes-, Götzenbild [in Menschengestalt]

Laokoon: gr. Sagengestalt; dargestellt in einer Skulptur des rhodischen Bildhauers Ha-gesander und seiner Söhne (Laokoon im Kampf mit den Schlangen; Standort heute: Vatikan);

Aeroplane: Flugzeuge

Sorsec® Wespennest Spray

**Neue kraftvolle Aerosolformulierung in höchster Qualität
für die noch sicherere, schnellere und effizientere Bekämp-
fung von lästigem Wespenbefall.**

Produktbeschreibung

Sorsec® Wespennest Spray enthält 0,25% Tetramethrin und 0,1% d-Phe-nothrin. Durch ein spezielles Sprühventil und eine Verlängerungs Kanüle, verbunden mit einem starken Treibmittel wird die erstarrende und lähmende Wirkung bei den Wespen schnell herbeigeführt, und somit der Knockdown-Effekt schnellstmöglich erreicht.

Ein kräftiger Sprühstrahl mit großen Spraytropfen optimiert die auf den Schädling ausgebrachte Wirkstoffmenge, was die Effizienz sowohl gegenüber adulten Wespen als auch deren Larven nochmals verbessert.

Versuche an aktiven Nests der Gemeinen und der Waldwespe haben durchgehend gezeigt, dass der Knockdown-Effekt selbst bei den Wespen, die sich im Umfeld des Nestes befinden, innerhalb von fünf Sekunden eintritt. Ein vollständiges Erliegen aller Aktivitäten einschließlich des Abbruchs der Verteidigungsreaktionen erfolgte 30 Minuten nach der Behandlung.

Stichwort: Die Vermenschlichung von Lebewesen und Gegenständen

«Gestern habe ich eine Spinne aus der Wohnung entfernt und ihr erklärt, dass ich sie aus dem Fenster schmeißen werde wenn sie sich fangen lässt, sie jedoch erschlagen werde, falls sie unkalkulierbar durch die Wohnung rennt. Sie erhörte mich und blieb am Leben. Danach ertappte ich mich dabei, wie ich mich bei der Waschmaschine für erbrachte Leistung bedankte und der Tür mit Entsorgung drohte, wenn ich mal wieder am Griff hängen bleibe. Und jetzt frage ich mich: Warum tue ich das eigentlich?»

(aus: Feminus, *Das unpeinliche Frauenmagazin*, 07.02.2012)

Schlachtvieh und Schmusekatze

Aus: Manuela Linnemann, Vorbemerkung zur Anthologie «*Brüder – Bestien – Automaten. Das Tier im abendländischen Denken*» hgg. von Manuela Linnemann, Erlangen 2000, (S. 5-10).

Von der Antike über das Mittelalter bis in die Moderne werden Tiere überwiegend im Zusammenhang der Diskussionen um die spezifische Differenz von Mensch und Tier thematisiert. Die vorherrschende Richtung dieser Diskussionen zielt dabei darauf, diesen Unterschied als einen qualitativen herauszuarbeiten: Zwar sind Mensch und Tier im Unterschied zur Pflanze beseelte, das heißt wahrnehmende und empfindende Wesen (*animalia*), doch ist der Mensch zusätzlich mit Vernunft begabt (*animal rationale*). Von dieser Eigenschaft der Rationalität des Menschen her wird das Tier in der abendländischen Tradition fast durchgängig als defizientes, nämlich als das vernunftlose und daher auch sprach- und rechtlose – im 17. Jahrhundert sogar empfindungslose! – Wesen definiert. Die Tiere konnten diesen Bestimmungen der Philosophen und auch der Theologen nicht entkommen. »Von den Tieren,« sagt Alfred Polgar, »wissen wir vermutlich so viel wie die Tiere von uns. Nur haben wir die Fähigkeit und die Mittel, unsere Unwissenheit so herzurichten, daß sie wie Erkenntnis aussieht, indes die armen Tiere mit ihrer Meinung vom Menschen nichts anzufangen wissen, als bestenfalls sie zu haben.« (1) Schon in der Genesis wird ersichtlich, daß dieses Erkennen des Menschen auf dem Namengeben im Sinne eines Akts »aneignenden Ordnens« beruht, und die Geschichte der abendländischen Philosophie macht deutlich, daß das Benennen des Tieres in der Tat darauf hinausläuft, ihm bestimmte menschliche Eigenschaften abzusprechen und daraus dann die Überlegenheit des Menschen herzuleiten.

Durch die Sprache, und zwar im Akt des Benennens im Sinne von Klassifizieren, zeichnet sich der Mensch vor dem Tier aus. Das mit dem Benennen eröffnete hierarchische Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist aber immer schon von einem bestimmten – einseitigen – Interesse geleitet. Das zeigt sich bereits am »alltäglichen« Sprachgebrauch: Ob als »Totem- oder Opfertier«, als »glückliche Kuh« oder »Schlachtvieh«, als »Schmusekatze« oder »Gebrauchshund« kategorisiert, entscheidend ist ausschließlich das Interesse des Menschen, sei es religiöser, ökonomischer oder genüßbringender Art. Tiere sind von Anfang an nicht nur fremdbenannt, sondern damit auch fremdbestimmt worden. So erweist sich das Benennen des Tieres näher als Herrschaftsanspruch des Menschen über

das Tier. Um sie für menschliche Zwecke verfügbar zu machen, mußten sie domestiziert, d.h. ihrer tierlichen Identität beraubt werden. Man hat sie gezähmt, bis sie nicht nur handzahm, sondern auch mundzahm wurden und in den Bäuchen der Menschen verschwanden. [...]

Es stellt sich aber überhaupt die Frage, ob sich alle Tiere, von denen sich der Mensch als »animal rationale« abzuheben sucht, unter den gleichen Sammelbegriff subsumieren lassen: von der Amöbe über die Kellarassel zur Ringeltaube bis hin zum Menschenaffen. Günther Anders hat die Subsumption aller Tierarten unter eine einzige Kategorie als »anthropozentrischen Größenwahn« bezeichnet: »... die Idee, die Einzelspezies ›Mensch‹ als gleichberechtigtes Pendant den abertausenden und voneinander grenzenlos verschiedenen Tiergattungen und -arten gegenüberzustellen und diese abertausende so zu behandeln, als verkörperten sie einen einzigen Typenblock tierischen Daseins, ist einfach anthropozentrischer Größenwahn.« (2) [...]

Der von der Philosophie herausgestellte Antagonismus Mensch-Tier gesteht ersterem eine Ausgezeichntheit zu und spricht sie damit dem anderen Wesen ab. Nicht-menschliche Tiere erscheinen als eine ununterschiedene Masse. Ein solches Denken kann aber nicht anders als chauvinistisch und totalitär genannt werden, denn es bevorzugt eine scheinbar allein menschliche Fähigkeit – die Erkenntnisfähigkeit und die sich daran knüpfende spezifische Sprachfähigkeit – und verabsolutiert diese in einer Wertehierarchie, in der Lebewesen mit anderen und weitgehend noch nicht verstandenen Formen des Denkens und Fühlens diskriminiert sind. In diesem Zusammenhang spricht man in der gegenwärtigen tierrechtlichen Diskussion von »Speziesismus«: Tiere auf ein bestimmtes Bild zu reduzieren, ohne zu berücksichtigen, daß es sich dabei um subjektive Wahrnehmungen und teilweise willkürliche Projektionen handelt, ist ein Akt ideologischer Vergehaltigung. Genau darin liegt aber die gefährliche Brisanz eines auf diese Weise unterscheidenden Denkens: Die Abgehobenheit und Abstraktheit des Trenns von Mensch und Tier dient zur Distanzierung, und sie erst ermöglicht die Benutzung, die Unterdrückung und Vernichtung des Tieres, wie wir sie durch alle Epochen der Geschichte verfolgen und gegenwärtig in einem nie dagewesenen Ausmaß erleben können.

Dennoch ist der als Hierarchie aufgefaßte Unterschied zwischen Mensch und Tier in der Geschichte des abendländischen Denkens nicht unwidersprochen geblieben. Die hier ausgewählten Texte zeigen deutlich, daß es zu allen Zeiten auch Philosophen gegeben hat, die jene vermeintliche Vormachtstellung des Menschen im Falle gestellt und skeptisch kommentiert haben, weil sie darin nicht nur ein Unrecht den Tieren gegenüber, sondern vor allem auch eine Verkennung der eigenen Art sahen. So haben Porphyrios, Montaigne, Mandeville, Voltaire, Bentham und Schopenhauer, um nur die bekanntesten und wirkmächtigsten Denker zu nennen, auf die Bruderschaft zwischen Mensch und Tier hingewiesen und – nicht zuletzt in vernunftkritischer Absicht – ihre Gemeinsamkeiten herausgearbeitet.

(1) A. Polgar: *Tiere, von uns angesehen*; in: *Standpunkte*, Hamburg 1953.

(2) G. Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen* (1956), Bd. 1, München 1994, S. 327.